

Eine schweizerische Amazone

Autor(en): **Schneebeli, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **183 (1904)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374316>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und Gelände sich aus, noch näher die schon genannten Dörfer; vorwärts aber schweift das Auge über das große Rundell, das die stolzen Orte Speicher und Trogen schmückt; links drüben blinkt das Dorf Wald traut herab, und über den Kluppen her schauen die stolzen Felsenhäupter des Vorarlberg herein. Es ist schon Höhenluft, richtige Höhenluft, die wir athmen, Höhenbild mit seinem so ergreifend Betragenen und Schimmernden, was wir sehen, und beides versetzt das Gemüth in eine freie und frohe Stimmung, die jeder fühlt und welche doch keiner beschreiben kann, die Stimmung, die etwas Jauchzendes hat, ohne daß man laut jauchzte. Bei Böglinsegg blickt man auch noch hinauf zum schönen neuen Schlachtdenkmal aus weißem Marmor auf dem ein paar Meter höhern Kamm. Und nun fährt es sich urkurzweilig durch Speicher und Trogen hindurch, vorbei an schlichten Häuslein und vornehmen Herrschaftshäusern, Werkstätten und Fabriken. Ueberall ist es proper und gepüßelt; hell alle Scheiben, überall weiße Gardinen und vor den Fenstern Blumen, herrliche Blumen, feurige Geranien und noch feurigere Nelken, mächtige Begonienblüthen in ihren leuchtenden Wachsfarben, und um Alles breitet sich ein großer sammetener Wiesenteppich in jenem fast märchenhaften, so wohligen Goldgrün, das den Appenzeller-Matten eigen und den Augen eine wahre Labfal ist. Steigt man dann in Trogen aus, weiß man, daß man eine selten schöne Fahrt um ein Spottgeld mitgemacht hat und ist glücklich darüber. Fürwahr, das neue Trogener Bähnli ist nicht bloß ein außerordentlich nützlich und

wohlthätiges Verkehrsmittel, nicht bloß ein bequemes und billiges, sondern auch ein einzig schönes, das uns reizende Landschaftsbilder bietet und eine Fahrt zu einem köstlichen Genusse macht, und zwar nicht bloß zur schönen Sommerszeit, im Frühling und Herbst, sondern auch inmitten des harten Winters. Wenn unten Alles in dicken grauen Nebeln steckt, dann fahre man erst recht hinauf, denn man fährt in ein ganzes Sonnenland hinein: Durchsichtiger noch als sonst ist die Luft, blauer und strahlender der Himmel, und die Berge in ihren Schneemänteln glitzern und schimmern wie ein Gebirg' aus Marmelstein, und es funkelt und leuchtet von allen Hängen her, von allen Bäumen herab, und unten da brodelte ein unabsehbares Nebelmeer, aus dem nur hin und wieder die Kuppe eines Kleinbergs auftaucht, gleich einem einsamen Inselchen.

Wäre ich aber Dich, lieber Leser, und würde gelegentlich nach Trogen fahren, dann ließe ich mir bei schönem Wetter das kleine Stündchen nicht reuen und pilgerte von dort auch noch auf den Appenzeller-Nigi, auf den Gäbris hinaus, blickte in das Herz des unvergleichlichen Appenzeller-Alpstein hinein, hinüber nach Säntis, Marwies, Siegel, Kasten und Ramor, hinunter in's wonnige Rheinthal und wieder zu den Bergen des Werdenberg, St. Galler-Oberlandes, von Vorarlberg und Graubünden. Das Alles präsentirt das „Trogener-Bähnli“ gleichsam auf dem Teller und hilft also nicht bloß mehr Wohlstand unter die Menschen bringen, sondern mehr Freude und mehr Glück dazu. Und das Letztere ist halt doch das Schönste! Oder was meinst Du?

G. B.

Eine Schweizerische Amazone.

Von Heinrich Schneebei.

Im Jahre 1821 erschien ein auf schlechtes Papier gedrucktes Büchlein, betitelt: Lebensbeschreibung der Wittwe des Obrist Florian Engel von Langwies in Bündten, geborene Egli von Fluntern bei Zürich. Dieses nunmehr vergilbte, sehr selten gewordene Büchlein, welches aus ökonomischen Gründen eine arme Frau am Schlusse ihres thatenreichen Lebens herausgab, ist nicht nur äußerst interessant wegen der Schilderung kriegerischer Ereignisse einer großen, gewaltigen Zeit, es ist vielmehr der Ausdruck des innigsten Dankgefühls für empfangene Wohlthaten und ein unvergängliches Denkmal der sprichwörtlichen Schweizertreue.

Die Schweizerischen Staatsmänner, die nicht genug Worte der Dankbarkeit und Hochachtung von 1803—1813 für den Kaiser Napoleon finden konnten, fanden später für den großen Verbannten keine Worte der Sympathie oder des Mitgefühls, sondern hielten für angezeigt, den Mantel nach dem augenblicklich herrschenden Winde zu kehren. Die Schweizertreue, eine Eigenschaft, auf die unser Volk am stolzesten ist, suchte und fand ihre Zuflucht in dem Herzen einer braven Soldatenfrau. Herzenstreue ist das Höchste, was der Mensch fassen kann, was seinen eigentlichen sittlichen Adel ausmacht. In unserm materiellen Zeitalter mag dieselbe noch beim sterbenden steinernen Löwen in Luzern zu finden sein.

Unsere Amazone stammte aus gutem Soldatenblute. Ihr Vater war als ein 7 Fuß und drei Zoll hoher Jüngling preußischen Werbem in die Hände gefallen und kam in die Leibgarde Friedrich des Großen. Er machte die schlesischen Kriege mit und wurde bei Collin schwer verwundet. Als Geheilter desertirte er nach Wien, um von da in seine friedliche Heimat zurückzukehren. Maria Theresia suchte den schönen, militärisch gebildeten Mann durch glänzende Versprechungen in ihre Dienste zu locken, bot ihm eine Offiziersstelle in der kaiserlichen Garde mit Obrist-Rang an, mit dem Beding, zur römisch-katholischen Religion überzutreten. Was — rief seine Frau aus — ich sollte zur Seelenverkäuferin meines Mannes werden? Sie warf sich der Kaiserin zu Füßen und erhielt die gnädige Erlaubniß, mit ihrem Mann die gewünschte Heimreise nach der Schweiz antreten zu dürfen, wo er die jungen Zürcher Herren Kadetten exerciren zu lehren die Ehre hatte. Später kam die Tochter mit ihrer Mutter, die von ihrem Manne geschieden wurde, nach Graubünden und lernte dort als siebenzehnjähriges Mädchen einen französischen Werber auf Urlaub, Florian Engel von Langwies, Sergeant-Major (Feldweibel) im Regiment von Dießbach kennen. Sie schreibt von ihm: „Er war ein sehr schöner Mann, von guter Familie und im Lande beliebt, den seine Uniform sehr wohl kleidete; somit werden sie mir leicht glauben, daß diese Er-

scheinung mir nicht so schrecklich sein mußte, als die eines Kapuziners. Es ist eben zwischen einer Kapuzinerkutte und einer französischen Uniform ein sehr merklicher Unterschied und was in diesem stecken mag, das kann ein junges Mädchen nicht bekümmern, es greift bloß nach der Schale, den Kern lernt man hernach kosten. —

Die jungen Eheleute kamen zuerst in Garnison nach Straßburg, wo der erste Knabe auf die Welt kam, bei welchem Anlasse der damalige Prinz Max, Oberst im Regiment und nachheriger König von Baiern als Pathe figurirte. Von da nach Schlettstatt und für kurze Zeit nach

sich meinen Schrecken. Ich ließ sofort eine Bittschrift fertigen und eilte mit meinen Kindern zu Robespierre und fiel ihm zu Füßen. Die Bittschrift enthielt kurz, daß mein Mann durch Abdankung der Schweizer-Regimenter ganz brotlos geworden und gekommen sei, der Republik seine Dienste anzutragen. Die schreckliche Guillotine im Gedächtniß konnte ich nichts hervorbringen als: „Bürger! Ich bitte um Erbarmen!“ — „Steh' auf“, sagte er, mir eine Karte überreichend, „trag' dies in den Klub der Jakobiner. Dein Mann ist frei!“ Er säumte nun nicht, sich um eine Anstellung zu bewerben und erhielt die Stelle



Frau Engel mit ihren sieben Kindern vor Robespierre.

der Insel Korsika. Hierauf nach Flandern, nach Arras und Lille, wo bereits der Freiheitsstaumel die Massen ergriffen hatte. Das Volk neckte und beschimpfte die Schweizertruppen aller Orten und suchte dieselben meuchlerisch zu überfallen. Bereits waren zwei Obersten den Wüthrichen zum Opfer gefallen, als endlich die Abdankung der Schweizer publizirt wurde. Mit fliegender Fahne, brennender Lunte und kriegerischer Musik traten sie ruhig ihre vorgeschriebene Marschroute an.

Lieutenant Engel trat nunmehr in den Dienst der französischen Republik. Er langte mit seinen sieben Knaben glücklich in Paris an, wurde aber in seiner rothen Uniform von einigen Jakobinern auf der Straße arretirt. Man denke

eines Grenadier-Hauptmanns bei dem vierten Regiment leichter Infanterie. Von da an bis Waterloo machte Frau Engel alle französischen Feldzüge, mit Ausnahme desjenigen von 1812 an der Seite ihres Mannes, meist in Uniform und aktiv mit. Zunächst ging's nach Holland und endlich 1798 nach Egypten. Bei diesem Anlasse machte sie die Bekanntschaft des nachmaligen Kaisers, die sie wie folgt erzählt:

„Nun hatte ich keine Wahl, als die Kinder in Frankreich zurückzulassen, wo ich hoffen durfte, daß sie wohl versorgt wären und auch im schlimmsten Fall unter dem Schutze des Staates stehen würden. Sollte ich meinen Mann allen Gefahren einer kriegerischen Expedition aussetzen, um ihn vielleicht niemals wiederum zu sehen oder etwas von ihm

zu hören? Man muß wahrlich selbst Gattin und Mutter gewesen sein und geliebt haben, wie ich liebte, um sich von einer solchen Wahl einen Begriff machen zu können. Mein Entschluß war leicht gefaßt, denn meinem lieben Mann kam nicht einen Augenblick der Sinn daran, daß ich ihn verlassen sollte. „Nur muthig“, sagte er, „du kommst mit, wir theilen Freud' und Leid miteinander, nur der Tod soll uns trennen, sonst nichts!“ Die Offiziersfrauen, welche ihre Männer begleiten wollten, mußten sich unterschreiben, worauf wir dem General vorgefellt wurden. Ich war die erste. „Ist sie nicht schwanger?“ fragte der General meinen Mann. „Ich weiß es nicht“, war die Antwort. „Fragt sie“, versetzte der General. Mein Mann kam mich leise zu fragen, ich antwortete ihm laut: „Was thut's denn, was geht das ihn an?“ Der Gewaltige warf mir einen scharfen Blick zu und schwieg.

Aus dem egyptischen Feldzug sind interessant folgende Stellen: „Das Jahr 1799 war reich an den wichtigsten Begebenheiten für uns. Wir marschirten nach Syrien und nahmen Jassa mit Sturm. Die zahlreiche, aus Mameluken bestehende Besatzung wurde niedergeschossen. Zu diesen strengen Maßnahmen ward der General durch Selbsterhaltung gezwungen, denn wir hatten nicht Lebensmittel, um sie zu erhalten und ihre Anzahl hätte uns gefährlich werden können. So gebietet der Krieg oft Grausamkeiten, wovon das menschliche Herz zurückbebt. Der Dienst war sehr fatigant, besonders für die Offiziere. Da kleidete ich mich in Uniform und kommandirte 50—100 Mann als Lieutenant. Da ich nicht französisch schreiben konnte, so brauchte ich die Vorrichtung, einen Unteroffizier von meines Mannes Kompagnie mitzunehmen, der ein geborner Elsässer war; diesem diktirte ich meine Rapporte deutsch und er schrieb sie französisch. Inzwischen hatte die Belagerung von St-Jean d'Acree angefangen und wir mußten zu derselben abgehen. Sie mußte aufgehoben werden nach acht Wochen, aber nicht allein wegen der geschickten Vertheidigung, wir hatten einen mächtigeren Feind unter uns selbst. Es grassirten sehr gefährliche Krankheiten bei der Armee. Die Bazareth zeigte das erschütterndste Schauspiel, das man sich nur denken kann. Da lag eine Menge unglaublich verstümmelter elender Menschen, die nichts als einen langsam-qualvollen Tod vor sich sahen und alle Augenblicke baten, daß man sie doch todt schlagen möchte. Man ergriff, da an ein Fortschaffen derselben nicht zu denken war, zu dem heilsamsten und wohlthätigsten Mittel, gab ihnen Opium und schläferete sie für immer ein. Ich weiß, daß diese Handlung als die unmenschlichste Barbarei ausgehriren worden ist, man muß eben Augenzeuge gewesen sein, um darüber urtheilen zu können. —

Mehr als von den kriegerischen Auftritten wurde mein Gemüth ergriffen von den vielen heiligen Orten, durch welche wir kamen: Nazareth, wo unser Heiland seine Jugendjahre verlebte, Jerusalem, das heilige Grab und Golgatha, Bethlehem, die Geburtsstadt unsers Herrn stärkten mächtig den Glauben an die heiligen Bücher.

Hier muß ich doch auch unserer zwölf französischen Reisegefährtinnen erwähnen, von denen ich noch nichts gesagt habe. Die Hälfte von ihnen fand in Egypten ihr Grab. Sie wurden Opfer ihrer Ausschweifungen und besonders hatte eine Pariserin, die eine wahre Menschenfreundin war

und weder Türken noch Mameluken noch Franzosen verachtete, ein sehr tragisches Ende. Als ihre Galanterien bekannt wurden, ward sie niedergefäbelt, ihr Körper in lange Riemen zerschnitten und in's Wasser geschmissen. Da lernen die Frauen Sorge tragen, daß sie ihre Männer nicht eifersüchtig machen!“

Mit dem General Desaix reisten wir ab und landeten nach einer ziemlich beschwerlichen Ueberfahrt in Nizza, wo ich zurückblieb. Die Schlacht von Marengo begann und Desaix eilte, so viel er eilen konnte, Bonaparte zu Hülfe, gab dem Siege für die Franzosen den Ausschlag und starb als Sieger und Held. Murat, einer seiner Adjutanten, unser Tochtermann und unsere zwei ältesten Söhne, welche von Frankreich aus zur Armee gekommen waren, blieben mit ihm. Unsere Tochter, die damals in Mailand war, bekam, als sie die Schreckensbotschaft erhielt, vor Schrecken einen Schlagfluß und starb vierzehn Tage nachher. So kostete uns die Schlacht von Marengo vier liebe Kinder.“

Bald darauf ist sie wieder bei Austerlitz aktiv in der Schlacht. „An diesem Tage spielte ich nun wieder eine Rolle, die mir nicht aufgetragen war, mir aber durch einen artigen Säbelhieb über den Kopf bezahlt wurde, den ich zwar selbst furirte, der aber jetzt noch fühlbar ist und mir zum bleibenden Angedenken von der Schlacht von Austerlitz dient.“

Von dort kam sie nach Rom, wo ihr gestattet wurde, einem pompösen religiösen Aktus in der St. Peterskirche beizuwohnen und nachher nach Neapel. Im Jahre 1806 ist sie mit ihrem Manne, der nun Kommandant des vierten Jägerregiments wurde, bei Jena und Eylau, wo sie unbeschädigt davonkam. Von dort führte sie der Dienst nach Spanien und Portugal. Aus Spanien erzählt sie unter Anderm:

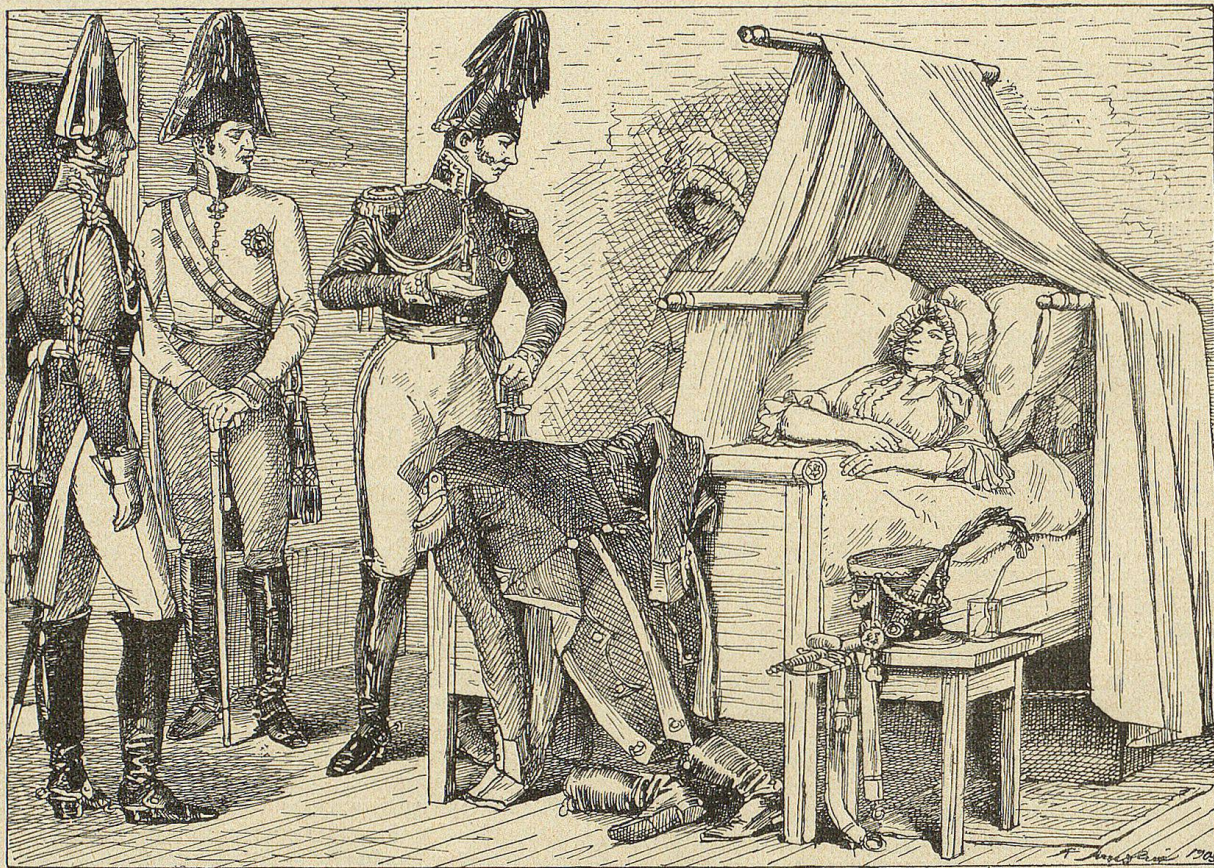
„Es entstand ein grausamer Krieg, denn die Spanier pflegten unsere Leute, die in ihre Hände fielen, auf gottserbärmliche Weise umzubringen. Dieses traurige Loos traf auch einen unserer Söhne, der an einem Baum aufgespießt, unmenschlich zu Tode gemartert wurde. Er war ein hoffnungsvoller Jüngling, erst 17 Jahre alt und bereits Oberlieutenant. Der Kaiser hielt viel auf ihm und sagte vor der Abreise nach Spanien: „Halt er sich wohl, Engel, er soll dann bald Hauptmann werden.“ Dieser traurige Verlust und dann die Gefahren, denen mein Mann ausgesetzt war, ergriffen diesmal mein weibliches Herz strenger, als es noch nie angegriffen worden war und ich war froh, als ich wieder auf französischem Boden war.“

In dem Krieg von 1809 wurde ihr Mann mit ihr bei Regensburg gefangen und beide nach Semlin an der türkischen Grenze geschickt. Nach der Rückkehr erhielt Engel das Patent als Oberst und seine deutsch sprechende Frau, die der Kaiser aus Egypten her kannte, war eine der Begleiterinnen der Erzherzogin von Oesterreich, seiner Braut, nach Paris, deren Reise sie ausführlich beschreibt. Im Jahre 1811 stand sie auf der höchsten Stufe ihres irdischen Glückes, indem die allerhöchsten kaiserlichen Majestäten geruhten, ihrem kleinen Kinde Gevatter zu stehen, welches den Namen Marie Luise erhielt und in der reformirten Konfession getauft wurde. „Vergleichen Ehre“, ruft sie aus, „hätte ich mir in meiner Jugend nicht träumen lassen dürfen“.

Nach Rußland kam sie nicht, da ihr Mann nach Spanien zu König Josef geschickt wurde, dagegen befand sie sich im Oktober 1813 bei Leipzig.

„In den entscheidenden Tagen war ich mit meiner kleinen Marie Luise in Leipzig. Ehe die allgemeine Flucht unserer Armee bekannt war, ward ich durch eine Schreckensbotschaft niedergeschmettert, die mich beinahe aller Sinne beraubte. Der General Perrier, unser Tochtermann, war in der Schlacht geblieben und hinterließ unsere liebe Katharina als Mutter von drei kleinen Kindern, von deren Schicksal ich bis heute nichts weiß.“

Modell jenes in St. Cloud, nur in sehr verjüngtem Maßstabe, hielt Revue über die Truppen und ließ sie manövriren. Er ordnete Bauten an, ließ die Festungswerke ausbessern und neue anlegen, kurz, er handelte gerade so, als wenn er sein Lebtag da zu bleiben gedächte. Außerhalb der Hauptstadt führte er eine recht schöne Villa auf, wo er eine der prächtigsten Ansichten hatte und die durch seine schöpferischen Anstalten so geschwind da stand, als wenn sie hervor-gezaubert worden wäre — der Kaiser schien sich ganz in seinem kleinen Reiche zu gefallen, war immer munter, aß und trank, arbeitete zu gewohnten Stunden und betrachtete



Besuch des Kaisers von Rußland im Spital.

In Straßburg machte sie noch die Belagerung der Festung durch, wo sie ihr jüngstes Kind verlor und ging dann nach dem ersten Pariserfrieden nebst ihrem Manne und den Wenigen, die der Kaiser mitnehmen durfte, nach der Insel Elba. Als nächste Augenzeugin erzählt sie unter Andern folgendes:

„Der große Napoleon, der vor wenigen Monaten allen Mächten Europas Trotz geboten hatte, nahm nun Besitz von der kleinsten Souveränität, die es, außer meinem lieben Vaterlande, je in unserm Welttheil gegeben hatte und wer ihn da sah, mußte ihn bewundern. Mit der größten Unbefangenheit und als ob er noch nie etwas Größeres gethan hätte, ordnete er seinen kleinen Hofstaat, ganz nach dem

jeweilen lachend die vielen Karrikaturen, die in englischen Blättern über ihn gemacht wurden.

Wer aber in der scheinbaren Ruhe und Zufriedenheit Napoleons eine wirkliche und freiwillige Ergebung in sein Schicksal zu sehen glaubte, der betrog sich sehr gewaltig.

Im Februar 1815, ungefähr 11 Monate nach seiner Ankunft, verließ er die Insel mit einer handvoll Leute, um sein altes Reich wiederum zu betreten und bald flatterte der kaiserliche Adler wieder in Paris auf den Tuilerien.“

Der Schluß ihrer Feldzüge endigt mit der tragischen Schlacht von Waterloo, wo sie ihren lieben Mann fallen sah nebst zwei Söhnen. Sie selbst wurde durch den Hals geschossen und erhielt zu gleicher Zeit einen Bajonettstich

in die rechte Seite, daß das Blut stromweise herausfloß. Sie wurde in's Spital nach Brüssel gebracht, wo die Aerzte erstaunt ihr Geschlecht entdeckten. Später zur vollständigen Heilung nach Paris ins Hôtel Dieu spedirt, beehrten die beiden Kaiser von Oesterreich und Rußland und der König von Preußen, die alle Zimmer im Spital besahen, auch mich mit ihrem Besuche. Ihre Majestäten mußten aber schon unterrichtet sein, was hier für ein Patient liege. Als sie ein paar Augenblicke mich und meine an der Bettstelle hängende Uniform angesehen hatten, gingen sie stillschweigend wieder weg und der Kaiser von Rußland gab mir mit der Hand ein Zeichen seiner gnädigen Theilnahme. Am folgenden Tage beschenkte man mich mit 300 Rubel in Gold und 25 verpatschirten Flaschen Ungarwein, ein Balsal, das mir vortreflich zu statten kam.

Von hier ab hatte die nun 54 jährige Frau, welche von ihren Wunden genas, ein trauriges Schicksal. Ohne Einkünfte und Vermögen, da eine Forderung von 136,000 Franken, die sie an die kaiserliche Regierung hatte, werthlos geworden war, reiste sie in den folgenden fünf Jahren zum Theil mit Unterstützung von Landleuten oder von Mitgliedern der bonapartistischen Familie, die sie alle gut kannte, in der ganzen Welt herum, um die Kinder zu finden, die ihr aus so vielen Schlachten noch übrig geblieben waren, ohne irgendwo eine dauernde Ruhestätte finden zu können. Sie entschloß sich schließlich, einen Sohn zu besuchen, der mit König Josef von Spanien nach Amerika gegangen war. Als sie aber in New-Orleans angekommen war, starb derselbe daselbst mittellos. Zwei andere Söhne waren unter den wenigen Begleitern des Kaisers nach St. Helena. Sie erhielt von der englischen Regierung nicht die Erlaubnis, dieselben dort aufzusuchen. Alle ihre Kinder, die sie im Laufe der Feldzüge in allen möglichen Ländern geboren und fast sämtlich zu Offizieren oder Offiziersfrauen erzogen hatte, waren gefallen oder verschollen.

Am Schlusse der Lebensbeschreibung erzählt sie hierüber: „Meine Leser werden wahrscheinlich fragen, ob ich denn meine Kinder alle immer bei mir gehabt habe. Nein! Ich behielt immer das jüngste bei mir, die andern waren bei guten Freunden, gewöhnlich Schweizerfamilien, verköstet und sowie ein neues kam, brachten wir das vorige wieder in's Depot und so ging's fort.“ Von den 21 Kindern, worunter drei Paar Zwillinge, erreichten 9 Söhne den Offiziersgrad, der jüngste schon in seinem elften Jahre. Dieser und noch ein anderer fielen, wie wir gesehen haben, mit dem Vater bei Waterloo, zwei bei Marengo, einer in Spanien, einer im Treffen bei Toulouse 1815. Ein anderer ging nach Amerika und starb daselbst und zwei begaben sich mit Napoleon nach St. Helena, seit welcher Zeit sie verschollen. Die drei erwachsenen Töchter heiratheten, die eine den Generaladjutanten Müret, der bei Marengo fiel, die zweite den General Perrier, der bei Leipzig blieb, die dritte den Sekretär des Generals Mouton. Die übrigen Kinder starben im zarten Alter.

Das stark wechselnde Klima Amerikas war ihrer Gesundheit nicht zuträglich. Sie wurde krank und sehnte sich zurück nach dem Lande ihrer thatenreichen Vergangenheit. Mit Hülfe des Prinzen Josef Bonaparte langte sie auf einem französischenkauffahrtsschiff, über England, nachdem sie das Schlachtfeld von Waterloo besucht, in ihrer Heimat wieder

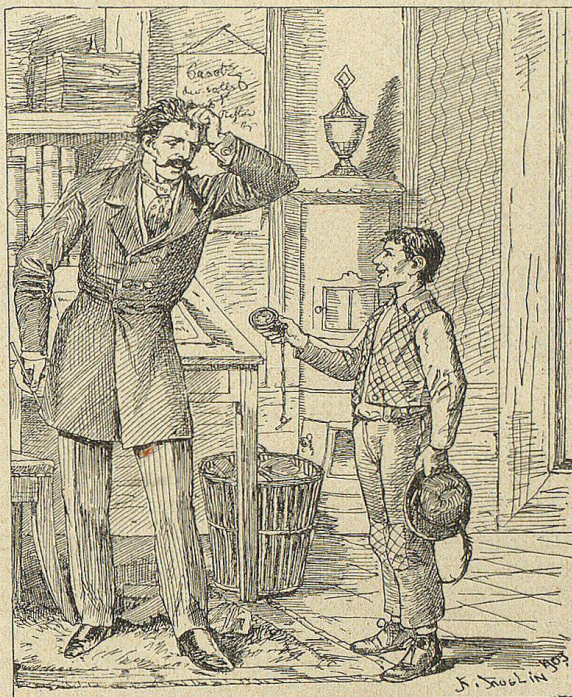
an, wo sie alte Verwandte und Bekannte zu finden hoffte. Sie fand eine Unterkunft im alten Spital, einem Altersasyl Zürichs, und ist daselbst am 25. Juni 1853, über 92 Jahre alt, geistig und körperlich noch ziemlich rüstig, gestorben.

Viele Leute in Zürich erinnern sich jetzt noch der alten Frau mit der großen weißen altfranzösischen Haube, auf der langen Bank vor dem Spital sitzend, den Zusäßen, bei denen sie in hoher Achtung stand, ihre Erlebnisse erzählend.

Die gütige Natur hat dieser wackern Soldatenfrau keine Rosen auf den Lebenspfad gestreut, aber die göttliche Vorsehung beglückte sie mit einem seltenen hohen Alter zum Danke für ihre unerschütterliche Herzenstreue und Anhänglichkeit an ihren heißgeliebten Mann und ihren einstigen Wohlthäter, den großen Kaiser von Frankreich. Ihr gebührt der Nachruf:

Als Treu' und Glauben sich aus dieser Welt verloren
Hat sie des Weibes Herz zu ihrem Sitz erkoren.

Unverfroren.



Ein 14 jähriger Knabe wurde angeklagt, eine goldene Taschenuhr gestohlen zu haben. Die Sache kommt vor Gericht und der Bube versichert seinem Vertheidiger unter Thränen und Bethenerungen, daß er unschuldig sei. Der Advokat glaubte endlich auch an die Schuldlosigkeit des Burschen und vertheidigte ihn bei der Gerichtsverhandlung mit solcher Ueberzeugung, daß der junge Angeklagte freigesprochen wurde. Am andern Morgen kommt das Bürschen zu seinem Fürsprech, bedankt sich, zieht dann eine schöne goldene Uhr aus der Tasche und fragt: „Herr Afrikaat, daar i si jez trääge?“